

Berlinale 2005

Berlin vom 10. bis zum 20. Februar war eine Reizüberflutung aller Sinne. Unmöglich hier eine „richtige“ Auswahl zu treffen, von dem was man sehen will, sollte und vor allem kann. Zwischen Stars, die mehr oder weniger (professionell) glänzen und vielen mittelmäßigen Filmen, taten sich jedoch ein paar bestimmte Werke und Menschen hervor, die es aus ganz verschiedenen Gründen wert sind, genauer besprochen zu werden: Eine Dokumentation, die jedes Lob eindeutig verdient hat und ein Spielfilm, der dagegen zum Verzweifeln ausdruckslos wirkt. Ein Bericht von Mirjam Miethe

„Horst Buchholz ... mein Papa“ - Eine persönliche Kritik für einen sehr persönlichen und intimen Dokumentarfilm

Diese Stellungnahme zu einer der anspruchsvollsten Dokumentationen der diesjährigen Berlinale setzt sich aus vielen verschiedenen Eindrücken zusammen: natürlich dem Film selbst, meinem Halbwissen über den Schauspieler Horst Buchholz, dem Vorteil, den Film in Begleitung der Macher - Christopher Buchholz, Sandra Hacker, Myriam Bru - Ex-Ehefrau von Vater Buchholz sowie dem Cutter - zu sehen und der Gelegenheit, mit Sohn Buchholz direkt sprechen zu können. Er wirkt wie ein aufgeschlossener Filmemacher, der jedoch schon etwas erschöpft und noch immer angespannt ist. Seine Dokumentation bewegte die Zuschauer eindeutig, was nicht nur der anhaltende Berlinale-Applaus ausdrückte.

In seinem Film sieht man zuerst ihn selbst, wie er die Treppe hinauf in das leergeräumte Dach-Appartement seines Vaters steigt. Es folgen Interview-Ausschnitte, die sofort klar machen, auf welche Weise Horst Buchholz hier porträtiert wird, ungeschminkt und direkt. 2001, zwei Jahre vor dem Tod von Horst Buchholz, begann sein Sohn mit den Aufnahmen, die sowohl eine Autobiographie ersetzen sollten, die er nicht mehr im Stande war zu schreiben, als auch einen Versuch darstellen, den sonst so verschlossenen Mann endlich zum Reden zu bringen. Für Christopher war das Gespräch vor der Kamera eine ideale „Konfrontationssituation“, für seinen Vater gab es keine Möglichkeit, vor den direkten Fragen des Sohnes „zu flüchten“.

Dem ausgemerkelten Gesicht des alten Mannes

stehen Fotos und erste Filmauftritte eines jungen, agilen Rebellen gegenüber. Das Bild eines starken Mannes, eben genauso wie man seine Eltern gerne in Erinnerung behalten möchte. Der Anfang einer Karriere wird ebenso geschildert wie der Anfang der Familiengeschichte. In Gesprächen mit seiner Mutter, Schwester und Tante lässt Christopher Buchholz Erinnerungsbilder entstehen, die nicht das Leben eines berühmten Stars illustrieren, sondern das Schicksal all dieser Familienmitglieder nachzeichnen. Filmemacher Buchholz meint, der Film sei vor allem eine Hommage an seine Mutter. Dass die Familienmitglieder hinter dem Projekt stehen, zeigt sich an ihrer Bereitschaft zu sehr offenen „Geständnissen“ und durch das Erscheinen seiner Mutter zu der Premiere in Berlin, der Heimatstadt von Horst Buchholz. Christopher erklärt, dass der Film gerade für die Berlinale und für die Berliner gedacht sei. Hier wird eine lokale Verbindung seines Vaters deutlich, die er selbst wohl zu keinem Ort hatte. Die Multikulturalität der Familie wird klar, in ihren Stärken wie auch in ihren Schwächen.

Die Präsenz des Films liegt in seinen allgemeingültigen Themen. Für jeden Zuschauer werden bestimmte Aspekte wichtig sein. Keine delikatsten, voyeuristischen Klatschgeschichten oder schräge Anekdoten werden geboten, die Gier nach Sensationslust nie befriedigt. Im Gegenteil: Jeder, der mit diesem Ansinnen an den Film herangeht, wird wohl eher beschämt sein.

Es ist zu hoffen, dass es dieser Film auch über die Grenzen der Berlinale hinaus schafft, denn es handelt sich sicherlich um eines der eindrucksvollsten Vorbilder für einen Porträtdokumentarfilm und um einen nachdrücklichen Anstoß zur Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte.

Buchholz und Hacker sind nicht die ersten deutschen Filmemacher, die mit diesem persönlichen Konzept einen Elternteil und somit auch ein Stück deutscher Geschichte präsentieren (im Berlinale-Programm lief mit einem ähnlichen Ansatz auch „2 oder 3 Dinge, die ich über ihn weiß“ von Malte Ludin über seinen Vater, einen SA-Führer). Eine Tür zu einem sehr privaten Raum wird geöffnet, und die Möglichkeit zur Partizipation wird gegeben, zur Partizipation an Gefühlen und nicht an Wahrheiten und puren Fakten. Es wird klar, dass manche der „Geheimnisse“ und bitteren Zeiten, die eben auch zu der Person Horst

Buchholz gehören (Affären, Homosexualität, Alkoholismus) von allen Beteiligten nicht ganz verarbeitet werden konnten. Es fehlt die Distanz und diese wird zum Glück auch dem Zuschauer nicht gegeben. Wie viele pseudo-neutrale Dokumentationen versuchen sich diesen Anschein der distanzierten Berichterstattung zu geben, die im Endeffekt zu oft nur Ignoranz beinhaltet? Christopher Buchholz schafft ein authentisches Dokument, das als eine Option offen steht, aber nicht auf Ausschließlichkeit pocht. Es handelt sich um eine Reise, die, wie er mir sagte, sehr schwierig und emotional, aber für seinen Trauerprozess nach dem Tod des Vaters sehr wichtig war, denn (Zitat Christopher Buchholz): „Lieber zu viel fühlen als nichts.“

Was ein Eröffnungsfilm über die Einstellung einer Branche zu sagen hat: „Man to Man“

In den Hauptrollen von Régis Wargniers „Ethno-Drama“ spielen die schon aus mehreren Kostümfilmern bekannten *Darsteller* Joseph Fiennes und Kristin Scott Thomas, die es gewohnt sind, sich auf historisch sicherem Boden zu bewegen. Auch wenn es sich um das scheinbar kontroverse Thema des Rassismus handelt. In schönen, standardisierten Bildern wird die Geschichte von Kontrasten erzählt, zum einen vom afrikanischen Urwald und dem absolut „sophisticated Scotland“ und zum andern von gebildeten Weißen und unzivilisierten schwarzen Pygmäen. Die „Reise“ von diesen zwei Pygmäen (Toko und Likola), die um 1870 von Forschern als „missing link“ in der Darwinschen Rassenlehre angesehen werden, ist letztendlich doch nur wieder eine Erzählung über die weiße Kultur. Es ist nicht schwierig, die Story zu durchschauen, daher hier keine genauere inhaltliche Beschreibung. Der allzu triviale „Kulturenaustausch“ benutzt die gleichen Mittel des Exotismus, die er doch eigentlich radikal anklagen sollte. Nicht nur die „Wilden“ erhalten ihren Anteil an Zivilisierung (hübsche Kleider, gutes Essen), sondern auch die böse akademische Wissenschaft darf sich emotionalisieren lassen und dem Humanismus entgegenblicken. Manchen fällt dieser Schritt schwerer als anderen. Mister Fiennes lässt sich natürlich schnell bekehren in seiner ewig gleichen Rolle des angeblich ambivalenten, aber eigentlich komplett durchsichtigen Romantikers. Für die „schlechten“ und herzlosen Wissenschaftler (die letztendlich natürlich ihre gerechten Strafen erhalten), wie auch für den Pöbel und das Bürgertum dienen die schwarzen Fremden - wie gehabt - als Projektionsfläche für all ihren Hass, Ängste und Komplexe. Paradigmatisch daher auch der Tod (soviel darf wohl verraten werden) des männlichen

Pygmäen-Parts: Verfolgt wie Frankenstein's Monster rettet er sich nicht in die Mühle, sondern auf den Mast eines Schiffes. Zu sehen ist hinter dem großen weißen Segel nur sein Schatten, den die Meute mit Speeren attackiert. Die „Leinwand“, auf die einfach die Illusion von Bedrohung übertragen wird. Hass entsteht unter der Voraussetzung, dass es keine akzeptierte „Gleichheit“ zwischen eigener/weißer Existenz und dem Fremden gibt. So muss Toko in letzter Konsequenz sterben, da es in „unserer“ Welt ohnehin keinen Platz für ihn gegeben hätte. Eine „Einsicht“, die dieser Geschichte nur allzu gut steht und es dem Regisseur einfach macht, nicht in Konflikte zu geraten. Ein Märtyrer-Tod und die schwarze Frau (und am Schluss sogar Mutter, auch das verrate ich hier)

*„Lieber zu viel fühlen als nichts.“
/ Christopher Buchholz/*

kehrt zurück in ihren Wald. „Da wo sie hingehört?“ möchte man fragen. Da, wo die Völker aufeinander treffen, gibt es also scheinbar keine friedliche Auflösung, sondern nur bittere Einsichten.

Der Film schwankt und ist als Parabel zu offen, um einen wirklichen Konflikt greifbar machen zu können

Bittere Einsichten hinterlässt der Film auch beim Zuschauer. Wieso ausgerechnet dieser Film als Eröffnungsfilm eines Filmfestivals, das doch so viele verschiedene Kulturen zusammen führt und sie eigentlich im Kontext der Kunst miteinander vereinen sollte?! Gerade ein Film, der aus der immergleichen kolonial-weißen Perspektive erzählt ist und damit nur auf der Stelle tritt, langweilt nur noch. Die geschichtliche Distanz zum Heute ermöglicht sogar die Verharmlosung der Präsenz von Rassismus in unserer Gesellschaft. Wir stehen heute scheinbar soweit weg von dieser menschenverachtenden Wissenschaft, die Menschen noch als Forschungsobjekte ansieht, dass es offensichtlich keinen Grund gibt, die gegenwärtigen Verhältnisse noch zu prüfen. Der Film schwankt und ist als Parabel zu offen, um einen wirklichen Konflikt greifbar machen zu können. So wenig möchte man hiermit anecken, dass auch gleich auf jede Art der Darstellung von Sex oder zärtlicher Nähe verzichtet wird. Aus Unentschlossenheit oder vielleicht sogar Angst, wird hier weder die Gefahr von aktuellem

Rassismus diskutiert, noch ein wirklich adäquates historisches Dokument zum möglichen Verständnis von heutigen Konflikten geliefert.

„Man to Man“ enttäuscht vor allem, weil es einfach nicht mehr ausreicht, sich nur gegen Intoleranz auszusprechen. Dieser Fakt muss nicht noch weiter bewiesen werden, Lösungsvorschläge scheinen dringender. Die Frage stellt sich: Warum fällt es so schwer, diese Lösung zu bieten, die zum Beispiel Integration beinhalten könnte?

Wie in so vielen anderen (Hollywood-beeinflussten) Filmen, gehört es scheinbar auch in „Man to Man“

zum guten Ton, keinen klaren Standpunkt zu vertreten und lieber für jede Seite interpretierbar zu sein und damit mehr Erfolg zu haben (und wenn es auch nur die schönen Landschaftsaufnahmen sind, die gefallen). Das hatte Roland Barthes sicherlich nicht damit gemeint, als er von „offenem Text“ sprach.

Traurig sieht man Darwins Prinzip vom „Survival of the Fittest“ zu, wenn man die Bilanz von Kassenerfolgen zieht: Was kann eine Doku über den alten Horst Buchholz Fiennes, dem Liebling, schon anhaben?!

Ökonomnix - Ein ideenreiches Ladenprojekt

... in Marburg. Vorgestellt von Judith Müller-Schöll

Am 3.Mai fiel der Vorhang vor dem Schaufenster eines kleinen Ladens in der Marburger Universitätsstraße und gab den Blick frei auf sorgfältig angerichtete Sektgläser und Schalen mit Knabberereien hinter der Glasscheibe, die auf die ersten Besucherinnen und Besucher warteten. Schon füllte sich der Raum mit Neugierigen. Eine junge Frau zieht ein T-Shirt aus dem Regal, in dem Bücher, Mikrophone, eine Konservendose mit Fisch und vieles mehr angeboten werden, und hält es ihrer Freundin an den Körper, die es daraufhin gleich in der Hand behält. Ein junger Mann öffnet eine Sektf Flasche, um zwei Gläser voll ein zuschenken, die ihm entgegeng gehalten werden. Viele Fotoapparate klicken, ... Ökonomnix wird eröffnet.

Dies könnte ein ganz gewöhnlicher Werbeartikel für eines der wechselnden Geschäfte in der Marburger Innenstadt sein, wenn Ökonomnix ein ganz gewöhnliches Geschäft wäre. Warum findet man aber keine Preise an den Artikeln? Ist es nicht wirtschaftlicher Unsinn, in die obere Etage des Ladens eine gemütliche Sofaecke zu stellen, anstatt auch da Produkte feilzubieten? Und wieso bloß werden die Eröffnungsreden von Leuten in Straßenklamotten gehalten, die von Freiraum sprechen, die Umweltproblematik thematisieren und Kapitalismuskritik üben? Ökonomnix - wie der Name schon andeutet - ist kein normales Geschäft. Um ein unkommerzielles, bisher hauptsächlich von Studierenden und Schülern und Schülerinnen organisiertes und zunächst zeitlich begrenztes Projekt handelt es sich vielmehr, um die Verwirklichung vieler zukunftsweisender Ideen an einem Ort. Ein Umsonstladen, in dem man die

Artikel kostenlos mitnehmen, aber wohin man auch selbst funktionstüchtige Gegenstände bringen kann, ist dort untergebracht, sowie ein Infoladen mit Zeitungen, Büchern und Internetanschluss. Außerdem stellt der Laden eine Anlaufstelle für die neugegründete Marburger Nutzungsgemeinschaft dar, welche die Möglichkeit bietet, selten benötigte Dinge zu verleihen oder von anderen auszuleihen. Im Kreativraumprojekt finden Künstlerinnen und Künstler die Gelegenheit, selbst Gestaltetes auszustellen. Darüber hinaus soll es auf den zwei Etagen von Ökonomnix Platz für Diskussionen, Gruppentreffen und Veranstaltungen geben. Denn, so eine der Eröffnungs-Rednerinnen, die kapitalistische Lebensweise führe zu so vielen Problemen, dass sie Auswege da raus probieren möchten, mit denen man ihrer Meinung nach zwar nicht die Welt, aber doch sich selbst verändern könne. „Oder wie Rio Reiser sagt“, ruft einer der Besucher, „der Traum ist beschädigt, aber wir wollen alles tun, damit er Wirklichkeit wird.“ Welcher Traum? Wollen wir wirklich nur uns selbst ändern oder doch die ganze Welt? Das Ziel ist vielleicht noch etwas unklar. Aber eins ist sicher: Wir brauchen Freiraum, um Luft zu holen im Leistungs- und Konsumstress, um mit anderen Menschen zu sprechen, um Alternativen auszuprobieren und uns so auf unsere Utopie, auf eine lebenswerte Welt, gedanklich und praktisch hinzubewegen. Und dazu will Ökonomnix Platz für Jede und Jeden bieten.

Ökonomnix, Am Grün 1/ Ecke Universitätsstr.,
Marburg, Mo-Fr 12-19h, Sa 12-16h,
www.ökonomnix.de